

OLIVER NAKOINZ, Studien zur räumlichen Abgrenzung und Strukturierung der älteren Hunsrück-Eifel-Kultur. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 118. Dr. Rudolf Habelt GmbH, Bonn 2005. 73,— €. ISBN 3-7749-3358-8. 363 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Die Beschäftigung mit der chorologischen Verteilung archäologischer Gegenstände ist wieder *en vogue* (z.B. ST. BURMEISTER/N. MÜLLER-SCHEEßEL (Hrsg.), Soziale Gruppen – kulturelle Grenzen. Tübinger Arch. Taschenbücher 5 [Münster u.a. 2006]). Anders als noch zu H. J. Eggers' Zeiten werden jedoch inzwischen nicht mehr nur Einzelobjekte kartiert, sondern es werden vermehrt auch quantifizierende Auswertungen durchgeführt. In diese Rubrik ist auch das hier zu besprechende Werk einzuordnen. Erklärtes Ziel der Arbeit ist die Klärung der „Frage nach der Existenz der älteren *Hunsrück-Eifel*-Kultur als archäologischer Kulturgruppe“ (S.8) mittels einer quantitativ orientierten Vorgehensweise.

Die Arbeit zerfällt in vier größere Teile: In einem ersten Teil (S.10–19) wird die Forschungsgeschichte der „Hunsrück-Eifel-Kultur“ vorgestellt, es folgt eine Erörterung der theoretischen und methodischen Grundlagen (S.20–44). Im dritten Teil stellt der Autor das zur Verfügung stehende Material zusammen (S.50–175), und der letzte größere Teil der Arbeit erläutert die erzielten Ergebnisse (S.176–201). Schließlich werden diese noch einmal resümierend diskutiert, es folgen „Zusammenfassung“ und „Summary“, die Literatur und endlich der Katalog.

In den „theoretischen Grundlagen“ werden zunächst einige grundsätzliche Konzepte erörtert, so die geographische Regionalanalyse, der Ethnos- und der Kulturbegriff und vor allem die Systemtheorie. Während erstere vor allem die Spannweite räumlicher Analysen darstellen soll und bei Ethnos und Kultur Interpretationsprobleme bei herkömmlichen archäologischen Herangehensweisen aufgezeigt werden, dient die Systemtheorie als Ausgangspunkt, um ein begriffliches Handwerkszeug für die Neuformulierung des archäologischen Kulturbegriffs zu liefern. Dabei bezieht sich der Autor ausdrücklich auf Klassiker der funktionalistischen Systemtheorie wie T. Parsons, N. Luhmann oder C. Levi-Strauss. Mit L. v. Bertalanffy definiert er Systeme als „Mengen von Elementen mit Wechselbeziehungen“, wobei sich ein komplexes System analytisch in Subsysteme zerlegen lasse. Entscheidend für die Argumentation von Nakoinz ist der von ihm herausgestellte Umstand, daß diese Subsysteme – abhängig vom jeweiligen System – unterschiedlich stark miteinander gekoppelt seien, was für den Gesamteindruck des ganzen Systems entscheidend sei. Im räumlichen Sinne folge beispielsweise bei einem hohen Kopplungsgrad der Subsysteme eine deutliche, regional definierbare Gruppe. Aus diesen Prämissen leitet Nakoinz folgende Kulturdefinition ab (S. 27): „Unter einer eigenständigen Kulturgruppe verstehen wir dementsprechend eine regionale Einheit, die sich aus einzelnen kultur-sozialen Gesellschaftssegmenten mit einem hohen Kopplungsgrad zusammensetzt.“ Als weiteren wesentlichen Begriff führt Nakoinz den Begriff der „Interaktion“ ein. Er geht davon aus, daß innerhalb von Regionalgruppen besonders intensive Interaktionen stattfanden, die zu einem auch archäologisch wahrnehmbaren Abfall im Fundaufkommen charakteristischer Typen führten. In Umkehrung der obigen Definition kommt Nakoinz deshalb zu folgendem Satz (S.28): „Decken sich nun die räumlichen Ausdehnungen der Regionalgruppen der verschiedenen Systeme und ist somit ein hoher Kopplungsgrad dieser Systeme zu vermuten, so soll von einer Kultur gesprochen werden. Eine Kultur ist demnach eine, sich auf alle oder fast alle Systeme erstreckende Regionalgruppe bzw. sie entspricht geographisch einem deutlich abgegrenzten Interaktionsraum“. Nakoinz geht explizit davon aus, daß „das materielle Inventar zweier räumlich getrennter Einheiten sich um so ähnlicher ist, je größer die Interakti-

onsintensität zwischen den beiden Einheiten ist“ (S. 30f.). Der Autor schließt seine diesbezüglichen Überlegungen mit einer Reihe von falsifizierbaren Hypothesen ab, die er umwandelt, um sie archäologisch operationalisierbar zu machen. In ihrer endgültigen Formulierung lautet die Nullhypothese des Autors: „Die Hunsrück-Eifel-Kultur ist in der Masse ihrer Fundtypen klar von ihrem Umfeld abgegrenzt und weist lokale Fundcluster einzelner Typen auf. Die Betrachtung einzelner Fundgruppen, die tendenziell von unterschiedlichen kulturell-sozialen Segmenten bzw. Subsystemen dominiert werden (nicht einzelner oder weniger Typen!), führt nicht zu einem wesentlich abweichenden Bild“ (S. 33).

Im anschließenden Abschnitt zur Methodik wird zunächst zum Arbeitsgebiet Stellung genommen und die obligatorische Quellenkritik geübt. Um die räumlichen Daten verarbeiten zu können, faßt Nakoinz die Daten in seinem Arbeitsgebiet, das Rheinland-Pfalz, das Saarland und Luxemburg sowie Teile von Baden-Württemberg, Hessen, Nordrhein-Westfalen, den Niederlanden, Belgiens und Frankreichs umfaßt, auf der Ebene teils naturräumlich, teils pragmatisch definierter Gebietseinheiten zu 26 Raumeinheiten zusammen. Er argumentiert, daß der Vergleich von Gräbern oder selbst von Gräberfeldern die chronologischen und forschungsbedingten Verwerfungen bei der Analyse zu stark in den Vordergrund gerückt hätte. Diese Vorgehensweise ähnelt stark derjenigen von F. SIEGMUND (Alemannen und Franken. RGA Ergänzungsbd. 23 [Berlin, New York 2000]), der die Inventare ganzer Gräberfelder miteinander verglichen hatte. Ein solcher stark generalisierender, die individuellen Unterschiede vernachlässigender Ansatz ist sicherlich auch in anderen Bereichen fruchtbar einzusetzen.

Die einzelnen Raumeinheiten werden für Nakoinz durch die in ihnen enthaltenen Typen und vor allem deren Anzahl in einem vieldimensionalen Koordinatensystem verortet. Dadurch läßt sich der „Unterschied“ zwischen einzelnen Gebieten innerhalb dieses Koordinatensystems als euklidischer Abstand auffassen. Diese Abstandsmaße unterwirft Nakoinz einer Clusteranalyse, wobei er das Problem unterschiedlicher Typenhäufigkeiten und -frequenzen mittels einer Normierung der Daten löst. Hier wäre allerdings zu fragen, ob nicht eine Korrespondenzanalyse, die der Autor mit aus Sicht des Rez. nicht nachvollziehbaren Argumenten explizit verwirft, das Vorgehen vereinfacht hätte, da solche Unterschiede im Algorithmus der Korrespondenzanalyse bereits berücksichtigt sind.

Insgesamt fällt ein gewisses Ungleichgewicht beim theoretisch-methodologischen Teil der Arbeit ins Auge: Zentrale Aspekte wie die Systemtheorie werden vergleichsweise kurz abgehandelt, während selbstverständlichen Dingen wie den verschiedenen möglichen Skalierungsebenen der Datenklassifikation mindestens ebensoviel Raum gegeben wird. Auch erhält man den Eindruck, daß für die theoretischen und methodischen Erörterungen potentiell relevante Literatur nur sehr selektiv wahrgenommen wurde. Bei ihrer Berücksichtigung hätten manche Erörterungen kürzer ausfallen können und wären gemeinsame Probleme stärker akzentuiert worden. So wird beispielsweise die umfangreiche prozessuale Literatur zu Interaktionsmustern (etwa C. Renfrew und D. Clarke) nicht einbezogen. Auch wenn sie in einen anderen zeitlichen Rahmen fällt, hätte ferner die Arbeit von F. SIEGMUND zu „Alemannen und Franken“ unbedingt Berücksichtigung finden müssen (a.a.O.). Schließlich ist auch die umfangreiche ältere Literatur der amerikanischen kulturhistorischen Schule der Ethnologie zu nennen, die bereits in den 1930er Jahren mit Korrelationskoeffizienten, Clusteranalysen und fortschrittlichen Kartierungsverfahren experimentiert hat, um Verteilungsmuster von „cultural traits“ herauszuarbeiten (Diskussion bei N. MÜLLER-SCHEEßEL, Untersuchungen zum Wechsel hallstattzeitlicher Bestattungssitten in Süd- und Südwestdeutschland. Universitätsforsch. Prähist. Arch. [in Vorb.]).

Den größten Textteil des Buches nimmt die Besprechung des Materials ein. Das Fundspektrum der Hunsrück-Eifel-Kultur und der angrenzenden Gebiete unterteilt der Autor in drei „Materialgruppen“, die jeweils von unterschiedlichen Subsystemen dominiert sein sollen (S.42f.): 1. Keramikgefäße und Küchengeräte, 2. Schmuck und 3. Waffen, Verkehrsmittel und Toilettegerät. Die „Grabformen“ werden kurz diskutiert (S.45 ff.), mußten aus Zeitgründen aber unberücksichtigt bleiben. Innerhalb der Materialgruppen werden die Typen und teilweise auch ihre Varianten kurz in Hinsicht auf Chronologie und Verbreitung besprochen. Beigegeben sind zahlreiche Verbreitungskarten der Einzeltypen, die jedoch aus Platzgründen sehr klein geraten und in der Masse nicht miteinander zu vergleichen sind. Die Typeneinteilung wird ebenfalls nicht im Detail erläutert. Breiten Raum nimmt zwangsläufig die Keramik ein. Offensichtlich wurde vom Autor jedes einzelne Keramikgefäß nach der Literatur vermessen und nach den Gefäßmaßen klassifiziert. Als Beispiel einer numerischen Klassifikation wäre eine genauere Darstellung seiner Vorgehensweise interessant gewesen, denn teilweise folgt die Klassifikation gängigen Typeneinteilungen, teilweise führt sie auch zu eher überraschenden Zuordnungen.

An die Materialvorstellung schließt sich die Präsentation der Ergebnisse der Clusteranalysen der drei Materialgruppen an. Diese werden einerseits in der Form von den in der Clusteranalyse üblichen Dendrogrammen vorgestellt. Andererseits werden die so ermittelten Cluster auf Karten des Arbeitsgebietes übertragen, wobei der Autor farbliche Abstufungen benutzt, um den Grad der Ähnlichkeit gemäß der Clusteranalyse deutlich zu machen. Zusätzlich liefert er für jeden Cluster eine Art Histogramm der Häufigkeit jedes Typs pro Cluster. Leider ist die Abszisse nicht beschriftet, so dass nicht zu entnehmen ist, welcher Balken zu welchem der zahlreichen Typen gehört. Die diesbezüglichen Ausführungen des Autors kann der Leser deshalb leider nicht nachvollziehen. Generell ist diese Darstellungsform jedoch alles andere als übersichtlich, so daß auch aus diesem Grund eine Korrespondenzanalyse, bei der sowohl die Gruppen wie auch die Typen in einem Diagramm darstellbar gewesen wären, Rez. als eine mehr als erfolgversprechende Alternative erscheint.

Nach Ansicht des Autors kristallisiert sich die Hunsrück-Eifel-Kultur in allen drei Materialgruppen als eigenständige Fundgruppe gegenüber den weiter östlich und südöstlich gelegenen hallstädtisch geprägten und den niederrheinischen Gruppen ab. Tatsächlich lassen sich stets zwei größere Clustergruppen isolieren, von denen man die eine als „hallstädtisch“ und die andere als „eifel-mittel-/niederrheinisch“ ansprechen könnte. Die Zuordnung zu diesen beiden Gruppen ist für viele Regionen keineswegs konstant, und auch räumlich gibt es eine größere Streuung. Quasi als „kleinster gemeinsamer Nenner“ der „eifel-mittel-/niederrheinischen“ Clustergruppe erscheinen die Regionen der Hunsrück-Eifel-Kultur, die bei allen drei Materialgruppen dieser Clustergruppe zugeordnet werden.

Aus diesem Grund ist der Autor der Ansicht, mit seiner Arbeit gezeigt zu haben, daß es sich bei der „Hunsrück-Eifel-Kultur“ tatsächlich um eine „archäologische Kultur“ handelt. Nach Meinung des Rez. hat die Vorgehensweise aber lediglich die Problematik verschoben. Bei der Herangehensweise des Autors besteht zwar nicht mehr das Problem der Willkürlichkeit der einzelnen Typen. Dafür stellt sich bei ihm jedoch die Frage, wieviele „Subsysteme“ übereinstimmen müssen, um von einer „archäologischen Kultur“ sprechen zu können. In der schwammig gehaltenen Definition „Eine Kultur ist demnach eine, sich auf alle oder fast alle Systeme erstreckende Regionalgruppe ...“ (S.28) tritt dieses Problem bereits deutlich zutage. Weiter besteht das Problem der empirischen Klärung der einzelnen Subsysteme auf archäologischem Wege: Für welche Subsysteme die vom Autor gewählten Teilbereiche des archäologischen Materialuniversums – Keramikgefäße und Küchengeräte, Schmuck und Waffen, Verkehrsmittel

tel und Toilettegerät (S.43) – stellvertretend stehen sollen, wird nicht klar. Die Prämisse des Autors, dass die „genaue Spezifikation der dominanten Subsysteme... hier nicht notwendig“ (S.42) sei, muß als unbefriedigend zurückgewiesen werden. Generell können viele der vom Autor selbst genannten gesellschaftlichen Subsysteme (S.25 f.: z. B. Sprache, politisches System etc.) archäologisch nicht berücksichtigt werden. Und schließlich beantwortet der Autor auch nicht die Frage, welcher Erkenntnisgewinn eigentlich mit der Eruierung von systemtheoretischen „archäologischen Kulturen“ gewonnen wäre. Sie sind nach wie vor unvergleichbare Erscheinungen *sui generis*, die sich nicht in Beziehung setzen lassen mit den Untersuchungsobjekten der nicht-archäologischen Nachbardisziplinen.

Insgesamt ähnelt der Ansatz des Autors einem Gedanken D.L. CLARKES (*Analytical Archaeology*² [London 1978] 263 ff. mit fig.67), der forderte, nur für die Gebiete, in denen sich alle berücksichtigten archäologischen Typen überschneiden, von einer archäologischen Kultur zu sprechen. In der Konsequenz würde das dazu führen, daß es Regionen geben müßte, die trotz Vorhandenseins archäologischen Materials keine eigenständige „archäologische Kultur“ aufzuweisen hätten. Auch heuristisch ist der systemtheoretische Ansatz des Autors deshalb nach Ansicht des Rez. nicht weiterführend. Offensichtlich bestanden innerhalb des Gebietes der Hunsrück-Eifel-Kultur starke Interaktionen, die sich jedoch innerhalb der Materialgruppen in je unterschiedliche Richtungen in unterschiedlichem Maße nach außen fortsetzten. Um diese Kommunikationsstrukturen analytisch und konzeptuell zu erfassen, bedarf es weder der Systemtheorie noch des Terminus einer „archäologischen Kultur“.

Der Katalog umfaßt die letzten 140 Seiten des Buches (S.222 ff.) und unterscheidet sich von den sonst üblichen Materialvorlagen: Alle Elemente – von den Kreisen bis hinunter zu den Einzelobjekten – sind numerisch klassifiziert, wodurch jedes Element – Kreis, Fundplatz, Grabhügel, Grab, Objekt – durch eine mehrstellige Zahl eindeutig benannt ist (z. B. 10.03.06.01.01). Dem Wunsch des Autors, dass seine Ergebnisse dadurch besser überprüfbar sein mögen, wäre allerdings sicherlich noch mehr entsprochen worden, wenn seine Datenbank dem Buch in elektronischer Form beigegeben worden wäre.

Ein sehr positiver Aspekt der digitalen Reproduktionstechnik ist die heutzutage mögliche deutlich schnellere Drucklegung. Das hier besprochene Werk ist aber selbst unter diesen Rahmenbedingungen in rekordverdächtiger Zeit publiziert worden: Die Dissertation wurde 2004 abgegeben; bereits Mitte 2005 lag sie in gedruckter Form vor. Dementsprechend sind gegenüber der unter http://e-diss.uni-kiel.de/diss_1131/ abrufbaren pdf-Version keine erkennbaren Änderungen vorgenommen worden. Eine zusätzliche Redaktion wurde offenbar nicht mehr durchgeführt; ansonsten hätten hier und da noch einige sprachliche Glättungen erfolgen können.

Positiv ist die Stringenz der Durchführung der Arbeit. Auch wenn der systemtheoretische, sehr szientistische Ansatz sicherlich nicht jedermanns Geschmack und nach Meinung des Rez. letztlich nicht gewinnbringend ist, bleibt der Autor bei seiner Linie, wodurch man die Fruchtbarkeit des Vorgehens überprüfen kann. Auch sollte die hier geäußerte Kritik nicht den Blick darauf verstellen, daß Rez. den generellen Ansatz des Autors – nämlich eine quantitativ orientierte Herangehensweise an archäologische Fundgruppenvergleiche – stark befürwortet. Grundsätzliche Unterschiede liegen im theoretischen Überbau – der Systemtheorie, die von Rez. als ungeeignet angesehen wird – und dem Erkenntnisziel – der Identifizierung „archäologischer Kulturen“, deren Problematik nach Meinung von Rez. auch vom Autor nicht ausgeräumt werden konnte. Analytisch wertvoll dagegen dürfte der Begriff der Interaktion sein, der als Maß der Kommunikation zwischen angrenzenden Gruppen angesehen werden kann. Ein quantitativer Ansatz dürfte für die Ermittlung des Ausmaßes derartiger regionaler Interaktion

besonders geeignet sein; die krampfhaft Identifizierung von „Subsystemen“ scheint Rez. da eher hinderlich. Um die Wahl der Analysewerkzeuge – ob nun Clusteranalyse wie vom Autor befürwortet oder alternativer Methoden – wird sich in Zukunft die eigentliche Diskussion entspannen.

D-60325 Frankfurt a. M.
Palmengartenstraße 10-12
E-Mail: muellerscheessel@rgk.dainst.de

Nils Müller-Scheeßel
Römisch-Germanische Kommission
des Deutschen Archäologischen Instituts
Projekt „Rekonstruktion spätneolithischer
Siedlungsstrukturen in Zentralbosnien“

ALBERTO J. LORRIO, Los Celtíberos (2ª Edición ampliada y actualizada). Biblioteca Archaeologica Hispana 25. Real Academia de la Historia, Universidad Complutense Madrid 2005. 45,00 €. ISBN 84-95983-62-1. 495 Seiten mit 143 Abbildungen, 2 Tabellen und 8 Tafeln.

Seit Ende der 80er Jahre hat Alberto J. Lorrio unterschiedlichen Hinterlassenschaften und Problemen der Keltiberer auf der Iberischen Halbinsel eine Vielzahl von Beiträgen gewidmet. Diese zweite, erweiterte und aktualisierte Auflage seiner monographischen Studie beruht auf einer Veröffentlichung aus dem Jahre 1997 (Reprint 1998), die größtenteils auf seiner „Tesis Doctoral“ über „Los Celtíberos: Etnia y Cultura“ aufbaut und die – von Prof. M. Almagro-Gorbea, einem der führenden Vertreter und Kenner der Materie auf der Iberischen Halbinsel, betreut – 1995 an der Universidad Complutense in Madrid eingereicht wurde.

Die hier vorgelegte Publikation bildet somit die Synthese einer fast 20-jährigen Beschäftigung des Autors mit dieser Materie; er führt damit die lange Tradition namhafter Gelehrter fort, die sich, im 15. Jahrhundert einsetzend, besonders seit dem 19. Jahrhundert mit der Kultur dieses an der Schwelle zur Geschichte stehenden Volkes beschäftigt haben, ein Beleg für seine Bedeutung, aber auch schon ein Hinweis auf den Mythos, der die Keltiberer seit dem Altertum umgibt.

Im Terminus „Celtíberos / Keltiberer“, der in der Verknüpfung zweier bedeutender Völker der Antike bereits in griechischen und römischen Quellen auftaucht, zeichnet sich bereits in gewisser Weise die Problematik ihrer Ethnogenese ab. Gegen 600 v. Chr. in der nördlichen Meseta an Oberlauf von Tajo und Duero als nahezu ausgereifte Kulturfazies auftauchend, expandierten die Keltiberer wirtschaftlich und teilweise sicherlich auch territorial dann in nord-östliche, östliche, südwestliche und westliche Randzonen der Halbinsel und waren zeitweise auch jenseits der Pyrenäen besonders an der südfranzösischen Küste bis zum Rhône-Delta präsent, bis mit der sukzessiven römischen Unterwerfung der Halbinsel das Hochland erobert wurde und 133 v. Chr. nach jahrzehntelanger Belagerung schließlich auch Numantia, die letzte Bastion im Widerstandskampf, fiel. Bis dahin hatten die Keltiberer unter Aufnahme kultureller Errungenschaften benachbarter wie auch mitteleuropäischer und mediterraner Völker ein hochentwickeltes Wirtschafts-, Sozial- und besonders Militärwesen geschaffen. Ihr Heldenmut und ihre Todesverachtung erscheinen wie auch andere Details ihrer Geschichte und Kultur in der antiken Literatur teils realistisch geschildert, teils legendenhaft verklärt. Der in solchen Annalen bereits auftauchende Begriff der Keltiberer, der auf die Vorstellung einer Art Fusion